

Gedichte, Träume, Denkrümel

Elfriede Gerstls letztes Buch

■ CORNELIUS HELL

„Alles, was man sagen kann, kann man auch beiläufig sagen“, lautete – Ludwig Wittgenstein variierend – das oft zitierte ästhetische Credo von Elfriede Gerstl. Genau konstruierte Gedicht-Miniaturen und lakonisch verknappte Sätze verdanken sich diesem Grundsatz. In dem schmalen letzten Band, den die Autorin noch knapp vor ihrem Tod am 9. April zusammenstellen konnte, hat er sich gegenüber Krankheit und Tod bewährt. „otto ist schon operiert/hanna geht grad ins spital/ernie hat angst vor der magensonde/geht aber hin/anna kann gut mit den krücken“ – mit diesen lapidaren Feststellungen beginnt das Gedicht „guter oldie-morgen“, das mit den Zeilen endet: „gestorben ist diese woche noch niemand/lass uns morgen wieder telefonieren“.

Treu geblieben ist Elfriede Gerstl in diesem Band auch einem inhaltlichen Movens ihrer Gedichte: „Jeder Gläubige reizt meinen Widerspruch“. Und sie fragt sich in der Überschrift eines Gedichts: „woher soll jemand der denkt wie ich trost holen“. Nach ironischen und teilweise gereimten Seitenhieben auf Religionen, Philosophie und Therapie kommt die Antwort: „am ehesten/in den wenigen verlässlichen freundschaften/die keineswegs jedem vergönnt“. Und aus dem Vertrauen in die Worte, möchte man hinzufügen. „Elfriede Gerstl war eine Skeptikerin, die den Worten mehr vertraut hat als sonst etwas. Ich kann das nicht verstehen, denn ich vertraue auch Worten nicht, aber Elfriedes Worte waren Möglichkeiten, in dem Sinn, dass sie auch andere hätte nehmen können, aber niemals andere genommen hätte, nachdem sie die richtigen gefunden hatte“, schreibt ihre alte Freundin Elfriede Jelinek in einem sehr treffenden Nachwort.

Der schmale Band, der Illustrationen von Heinrich Heuer, Angelika Kaufmann und Herbert J. Wimmer enthält, zeigt auch

die Kontinuität des Schreibens von Elfriede Gerstl über mehr als ein halbes Jahrhundert hinweg: In der Nachbarschaft des Zyklus „Träume“ von 1952/53 mit Traumpartikeln aus dem letzten Jahrzehnt. Auch die eigensinnig-subversiven „Denkrümel“ sind eine Konstante über mehrere Bücher hinweg. Und witzige Sprachspiele wie „habt achtel“ in einem Viereck, das als „friedliche trinker karte“ ausgewiesen ist.

Ironie und vor allem auch Selbstironie waren Elfriede Gerstl näher als das Pathos der Überlebenden. Sie, die mit ihrer Mutter vor den Nazis untertauchte und sich „tot oder schon deportiert“ stellte, hat das Lesen im Kohlenkeller gelernt, wenn die Sonne selten genug durch den kleinen Lichtspalt der Verdunkelung drang und die Nazis nicht mit Bajonetten nach ihr gestochert haben. Ironie und Selbstironie haben sie bis in die letzten Lebensmonate hinein nicht verlassen; auch das bezeugt der Band „Lebenszeichen“.

„Je enger der Raum ist, umso virtuoser muss die Komposition sein“, lobte Wendelin Schmidt-Dengler die lakonischen Gerstl-Texte, in denen es auf die Wortfolge und die kleinsten rhythmischen Einheiten ankommt. Wie bei Peter Altenberg, Franz Kafka oder Konrad Bayer gleiten sie nicht in die tiefsinnige Parabel oder den saloppen Kalauer ab. Elfriede Gerstl war allzu lange ein Geheimtipp, und die große Anerkennung kam erst 1999 mit dem Georg-Trakl- und dem Erich-Fried-Preis. Der frühe Weggefährte Andreas Okopenko sieht in ihr und ihren Texten „in unserem postsozialen Zeiten ein Dennoch“. In dem 2006 erschienenen Gedichtband „Mein papierener Garten“ steht der Satz „manche kommen aus dem staunen nicht heraus/manche nie hinein“. Elfriede Gerstl zu lesen ist immer ein Anstoß, hinein zu kommen ins Staunen.

■ „Jeder Gläubige reizt meinen Widerspruch“. Elfriede Gerstl



Elfriede Gerstl: Lebenszeichen. Gedichte Träume Denkrümel. Literaturverlag Droschl, Graz 2009.